

Die Entscheidung [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 2

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 2
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
12. Januar
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Die klare Schale.

Von Johanna Siebel.

Ein jeder Tag hält eine klare Schale,
Darin von Ewigkeit zu Ewigkeit
Die Stunden fließen läßt die Mutter Zeit.
Und in der Schale, die ein Tag so hält,
Da spiegelt sich mit ihrem Gram und Glück die Welt.
Und Neid und Mord und Haß und Streit,
Und höchster Glanz und tiefstes Leid,
Der Liebe Schmerz und Bitterkeit
Und ihre süße Seligkeit
Sind, eng gedrängt,
Darin vermengt.
Und wenn die Schale überfließt
Und sie sich zitternd neigt, dann gießt
Die große milde Mutter Zeit
Lautlos der Schale Inhalt in die Ewigkeit.
Und hält die Schale einen Augenblick in Händen

Und schaut gespannt, ob ihre Klächen senden
Ihr Licht so ungetrübt und klar,
So schönheitsvoll, wie es am Morgen war.
Doch jeder Schale Klarheit noch ward rauh verfehrt,
Von Menschenhaß und Bitterkeit verheert.
Und keine noch behielt den Strahlenkranz,
Und keine noch den jungen Hoffnungsglanz.
Und Schale sinkt um Schale mit herab
Und Tag um Tag ins große Nichts, ins Grab.
Wenn aber einstens einmal
Eine Schale hält ihr klares Licht,
Dann geht zu Gott mit ihr die Mutter Zeit und spricht:
„Allvater sieh! Die Menschheit ist bereit;
In diesem Kleinod hier strahlt Menschlichkeit.
Hier reicht sie dir der Menschheit höchste Zier!
Nun, Herr, laß deine Gnade leuchten über ihr!“

Die Entscheidung.

Erzählung von Jakob Böhrt.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 2

Er rieb seinen Zwider mit einem Stück Hirschleder sehr eifrig und war nun sichtlich aufgeräumt, der gute Geist hatte auf dem ganzen Gesicht gesiegt.

„Du hast doch einen schönen Beruf!“ jubelte Olga in ihrer kaum hörbaren Art, durch den Umschlag in seiner Stimmung ganz beglückt.

„Ja“, entgegnete er, „aber Glück muß man haben. Was nützen mir meine Kenntnisse, wenn ich sie nicht verwerten kann?“

„Verwerten! Verwerten! Deine Kunst muß doch nicht dir, sondern den andern helfen, das ist doch gerade das Schöne daran.“

Er warf ihr einen spizen Blick zu: „Ich denke, meine Kunst hilft den andern und mir! Hilft sie mir nicht, so wird sie auch den andern nicht helfen. Das ist so ein Gesetz!“

„Das bist ja gar nicht du, der so spricht, Albert!“

„Doch, doch, ich spreche hier in meiner höchst eigenen Person. Das ist meine Philosophie: Do ut des. Alles unter Menschen beruht auf Gegenseitigkeit. Ich gebe, um

zu empfangen! Euer Altruismus, eure einseitige Güteausstrahlung ist eine Unnatur und als solche zur Ohnmacht verdammt. Was hat sie denn schon zustande gebracht, sage selber, diese Pflasterchenmedizin?“

„So hättest du früher nicht gesprochen.“

„Gesprochen? Vielleicht nicht.“

„Aber gedacht?“ wollte sie ihm entgegenhalten, doch sie schwieg. Sie war ganz betrübt geworden. Er sah, was in ihr vorging, und suchte sie zu beschwichtigen. „So sind wir nun einmal, wir Mediziner“, sagte er lachend. „Wir sind eben Materialisten, wir werden's durch unser Studium, wir werden's erst recht in der Praxis. Das ist der Erbschmerz unseres Berufes. Wir tanzen zwischen Wissenschaft und Geschäft, zwischen Krankenbett und Brotkorb auf einem Seil von etwas zweifelhafter Art auf und ab.“

„Du verleumdest deinen Stand, du gibst ein Zerrbild davon, das ist garstig. Du schilderst die Ausnahme“, entgegnete sie fast heftig, „ich kenne Ärzte, die keine solchen Seiltänzer sind.“

Er lachte: „Ich natürlich auch! Mich zum Beispiel. Man muß die Worte nicht zu wörtlich nehmen.“

Sie wurde immer unruhiger, sie meinte, einen wildfremden Menschen zu hören. Und plötzlich bäumte sich der Gedanke in ihr auf: „Ist es dieser Mensch, du einfältiges Geschöpf, dem du geopfert hast und dem weiter zu opfern du heute hierhergefahren bist? So war er früher nicht!“

Um ihre Niedergeschlagenheit nicht zu zeigen, suchte sie ein anderes Gespräch und fragte ihn, ob sich die Einrichtung seiner Wohnung bewähre. Sie traf es wieder schlecht, er argwöhnte, sie wolle ihn daran erinnern, daß sie ihm einst alles auf ihre Kosten besorgt und zurechtgestellt hatte. Es zuckte ihm nervös über die ganze linke Gesichtshälfte, aber er nahm sich zusammen und machte ihr ein Kompliment: alles sei vortrefflich eingerichtet, und er habe in dieser Hinsicht nichts zu wünschen, als ... als daß die Möbel von den Klienten mehr abgenützt würden. Er hatte sagen wollen, als einen schönen Teppich ins Wartezimmer, um auf die Klienten Eindruck zu machen, unterdrückte aber den Gedanken. Hätte er ihn ausgesprochen, sie hätte ihm schon am nächsten Morgen einen kostbaren Teppich geschickt, und das wollte er jetzt nicht. Eine Stimme verbot ihm, sich ihr an diesem Tage neu zu verpflichten. Er war ihr gewiß dankbar, wie hätte es anders sein können, aber von ihr jetzt etwas annehmen, hätte geheißen, sich für immer an sie binden, sie heiraten.

Es war eine Stille entstanden, die nicht peinlicher hätte sein können, wenn der Arzt seine geheimsten Regungen ausgesprochen hätte.

„Weißt du, wenn der nächste Zug für mich fährt?“ fragte Olga, die ihren Entschluß nun gefaßt hatte.

„Du denkst doch nicht schon an die Heimreise!“ warf er ihr in tadelndem Tone hin, „du mußt unbedingt ein paar Tage hier bleiben.“

„O nein“, sagte sie, „ich wollte dich nur kurz besuchen, ich hatte in der Hauptstadt zu tun und fuhr dann noch schnell hierher.“

„Du hättest dir schon etwas mehr Zeit nehmen sollen.“

„Oh, wir haben uns ja mehr als genug sagen können.“

Er hörte über das Wort weg: „Das nächste Mal mußt du dich besser einrichten. Du trinkst doch noch den Tee mit mir? Dein Zug fährt erst nach vier Uhr.“ Er öffnete, ohne eine Antwort abzuwarten, die Türe und rief in den obern Stock hinauf: „Fräulein Stridler, setzen Sie uns einen Tee an, aber etwas rasch.“

„Rasch muß es allerdings sein“, sagte Olga, auf ihre Uhr schauend. Er fühlte die Spitze des Wortes, aber er wollte heute nicht empfindlich sein, es galt, ohne Schaden zu nehmen, durch diesen heißen Tag zu kommen. Nachher konnte man wieder sehen. Olga fuhr ja nicht aus der Welt.

Nachdem die Abreise beschlossen war, entspannte sich die Luft im Doktorhaus. Beim Tee frischten die Freunde Jugenderinnerungen auf. Sie waren zusammen in die Schule gegangen, er als gescheiter, strebsamer Arbeiterjunge, der die Rechnungen immer am schnellsten löste, die schönsten Aufsätze schrieb, die Gedichte am eindrucksvollsten vortrug; sie als vornehmer, durchaus nicht ehrgeiziges Mädchen, das alle seine Zeit am Klavier zubachte. Vielleicht, weil die zwei so verschieden waren, wurden sie zueinander hingezogen, jedes hatte für das andere eine Art Bewunderung, er für

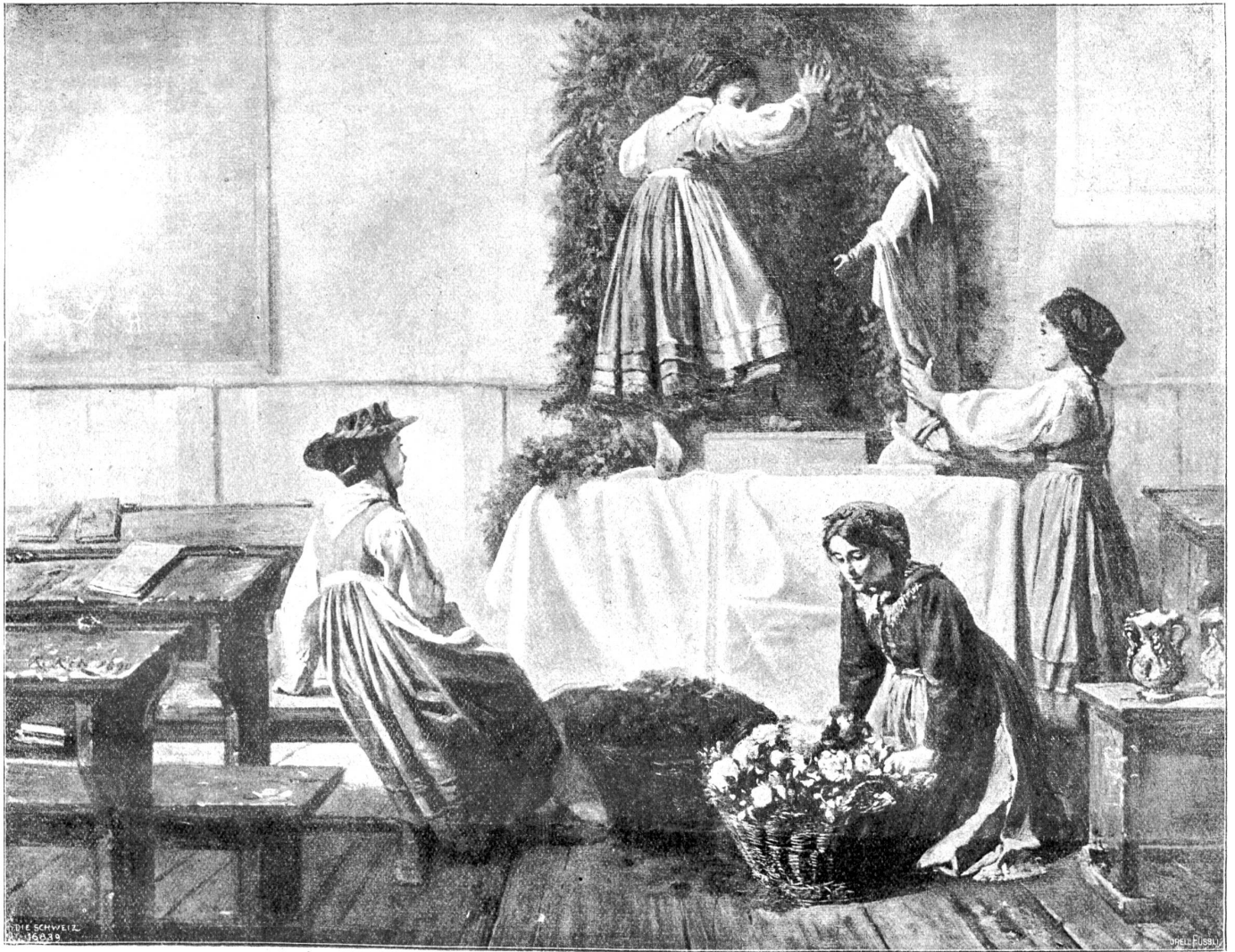
ihr feines Wesen und ihr Klavierpiel, sie für seine Geistesfreiheit. Als Albert in die Stadt aufs Gymnasium kam und nur noch die Ferien im Dorfe verbrachte, wurde das alte Verhältnis durch die Trennung noch fester, und mit siebzehn Jahren betrachteten sich die beiden fast als Verlobte, nur unter sich natürlich. Alberts Vater war Stiller, ein seltsamer Schönredner und Stimmungsmensch. Waren die Zeiten gut, so ließ er das Geld mit flinker Hand klingeln, waren sie schlecht, so hängte er die Ohren und prophezeite das Ende des eidgenössischen Vaterlandes oder gar der Welt. In den Jahren, da Albert das Gymnasium besuchte, konnte Vater Niederer in den Hosentaschen klappern, als aber die Universitätsjahre heranrückten, kam die Stiderei, wie so oft, in Räte. „Aus deinem Studium kann leider nichts werden, mein geliebter Sohn“, erklärte der Alte. „Wenn ich nur wüßte, was ich mit dir, als der köstlichsten Frucht von meinem Lebensbaum, anzufangen habe. Soll die Stidmaschine dich zerbeißen? Ach, die Stidmaschine hat ja keine Zähne mehr, fertig ist sie, lahm und tot. Aber das Ende des Ganzen wird ja nun glücklicherweise kommen, das wollen wir in Ergebung abwarten, mein Albert. Alles ist jetzt gleich. Man kann nicht mehr als verhungern. Und das kann nach dem Beispiel der Hungerkünstler gar nicht schrecklich sein. Schicken wir uns also in das Unabwendbare, mein Sohn, und lassen wir alle Guthaben an das Leben fahren! Ruhig ist des Todes Schlummer und der Schoß der Erde kühl.“

„Nein“, schrie ihm Albert ins Gesicht, „für mich und meine neunzehn Jahre sage ich dreimal: Nein. Lieber begehe ich einen Raubmord, als daß ich meinen Plan aufgebe.“

Das wilde Wort imponierte dem Alten. „Großartig gesprochen, mein Sohn, mein Erst- und Einziggeborener. Du wirst es erreichen, du hast die Stirne und die Augen dazu. Es ist ein Teufel in dir und ein Engel, die streiten sich um dich. Schließlich wird der siegen, der dir am meisten nützt. Recht so, mein Albert. Schwarz-Weiß, mein guter Raubmörder! Gehe hin, mein väterlicher Segen und Freispruch wird dir gehäuft und übergehäuft zuteil werden, und bin ich einmal verhungert, so begrabe mich ehrlich, das ist alles, was ich von dir wünsche.“

Albert ging. Er irrte den ganzen Tag in den Feldern und Wäldern umher. Am Abend stieß er auf Olga Schläpfer, und sie versprach Hilfe. Zuerst steckte sie ihm ohne Wissen des Vormundes ihr Rassaheft zu, später, als sie volljährig war und über ihr Erbe verfügen konnte, so viel er brauchte.

Diese heißen Dinge berührten Doktor Niederer und Olga Schläpfer beim Tee nicht, sie sprachen auch nicht vom Erwachen und Wachsen ihrer Liebe, sie vermieden mit peinlicher Sorgfalt alles Verhängliche, ließen ihre Lehrer und Nachbarn, ihre Kameraden und Kameradinnen vorüber-spazieren und schienen recht vergnügt zu sein. Um vier Uhr begleitete der Doktor Olga zum Bahnhof, er trug ihr galant das Köfferchen, versicherte ihr, wie sehr ihn das Wiedersehen gefreut habe, und sprach die Hoffnung auf einen baldigen und zwar längeren Besuch aus. Er war nun ganz Güte, der Doktor Albert Schwarz-Weiß. Olga fand den Weg zur Station viel länger, als sie ihn in der Erinnerung hatte, und schritt weit aus. Sie kamen fast eine Viertelstunde zu früh und gingen vor dem Stationsgebäude langsam auf und ab. Einmal blieb der Doktor stehen und



Raphael Rib: Am Seftoorabend.

wies mit der Hand nach einem Landhaus, das hinter alten Linden hervor von einer kleinen Terrasse herabschaute. „Dort wohnt die Familie, von der ich dir sprach. Ich muß noch einmal nach dem Kinde sehen. Es ist ja wahrscheinlich, daß es mich nicht braucht, aber man wird mir dankbar sein, wenn ich schnell nachschaue. Siehst du, ein Arzt muß ein Diplomat sein, alles muß er sein.“

Sie zuckte zusammen und blickte nach dem Zug, der herandröhnte. Die beiden reichten sich rasch die Hand, er trug ihr das Köfferchen in den Wagen und wählte für sie einen Platz aus. Der Zwider fiel ihm von der Nase, als er das Köfferchen im Netz versorgte, er nahm sich nicht die Zeit, ihn wieder festzuklemmen und ließ ihn an der Schnur pendeln. Hastig verließ er den Eisenbahnwagen, denn schon hämmerte die Signalglocke. Er blickte dem eilenden Zug nach, ob nicht irgendwo ein Taschentuch winkte. Umsonst. Er grüßte aber doch mit der Hand, um ja nichts zu veräumen.

Nachdenklich, im Grunde von sich selber angewidert, stieg Doktor Niederer zum Lindengut hinauf. „Was das verfluchte Leben aus einem macht!“ schalt der gute Geist in ihm.

Das gerettete Kind spielte mit den andern unter den Bäumen. Die Mutter und ein etwa zwanzig Jahre altes Fräulein in Trauerkleidern saßen in einem Gartenhäuschen und betrieben ihre Handarbeiten. Frau Ehrensberger kam dem Arzt freudig entgegen, dankte ihm für den Besuch und versicherte, die Patientin sei so munter wie vor dem Unglück, er möge sich selber überzeugen. Die Kleine ließ sich wirklich in glühender Heße um einen Haselbusch jagen. Doktor Niederer sekte sich, der Einladung der Damen folgend, ins Gartenhäuschen. Er war sehr mitteilksam und verscheuchte seine schlechte Stimmung mit seinen eigenen Worten, er verschmähte es sogar nicht, ab und zu einen billigen Witz ins Gespräch zu werfen oder ein galantes Wort anzubringen, denn es stand ihm vieles zu Gebote. Als Frau Ehrensberger schnell nach den Kindern sah, machte er dem Fräulein ein Kompliment: nur Damen mit zierlichen Händen sollten Trivoltespigen machen, ihr zuzusehen sei ein wahres Vergnügen. Sie errötete leicht, er wandte sich weltmännisch Frau Ehrensberger zu, die zurückkehrte, und erhob sich bald zum Gehen. Ein Arzt muß sich geschäftig zeigen, das war eines seiner Prinzipien. Frau Ehrensberger begleitete ihn bis zu den letzten Bäumen und bat ihn für den nächsten



Raphael Ritz: Interieur der Valère in Sitten.

Sonntag zum Mittagessen ins Lindengut, ihr wäre es eine große Ehre und ihr Mann würde sich gewiß außerordentlich freuen, den Retter seines Lieblings kennenzulernen.

(Fortsetzung folgt.)

Raphael Ritz, genannt der Alpen-Raphael.

Zu seinem 100. Geburtstag am 17. Januar.

Am 17. Januar 1829 wurde in Brig der Maler geboren, dem das Wallis großen Dank schuldet, da er seine Berge und Täler und dessen Bewohner mit ihren Sitten und Gebräuchen so sympathisch und lebenswürdig darzustellen verstand, daß, wer die Bilder betrachtete, in sich

den Wunsch verspürte, dieses Land mit eigenen Augen kennen zu lernen. Raphael Ritz war der Sohn des Porträts- und Kirchenmalers

Lorenz Justus Ritz, der als Zeichenlehrer am Jesuitenkollegium in Brig wirkte. So wuchs Raphael sozusagen mit Pinsel und Palette auf. Sein Vater war auch sein erster Lehrer in der Zeichenkunst.

Ob schon ein Oberwalliser (von Niederwald im Gomsfetal gebürtig), war Vater Ritz ein eifriger Liberaler, so daß ihm Brig als Wohnort nicht mehr behagte und er Ende der 30er Jahre sich entschloß, mit seiner Familie nach Sitten hinunter zu ziehen. Raphael verlor hier seine Mutter; aber er hatte das Glück, eine verständnisvolle Stiefmutter zu bekommen, die den etwas schwächlichen Knaben mit Sorgfalt und Liebe umgab.

Früh lernte er auf Fußwanderungen sein schönes Heimattal kennen. Als 20-jähriger drang er bis ins Piemont vor. Eine Zeitlang arbeitete er bei De-

schwanden in Stans im Atelier seines Onkels, wo er süßliche Madonnen- und Heiligenbilder kopierte. Von hier aus kam er 1853 an die Malakademie in Düsseldorf, wo er Schüler wurde zuerst des Historienmalers Prof. A. Müde, dann im AntikenSaal von Prof. R. Sohn, dann in der Malklasse der Professoren Fr. W. von Schadow und F. Th. Hildebrandt. Von 1856 bis 1860 arbeitete er als ausübender Künstler im Atelier von Prof. R. Jordan.

Er hatte seine Richtung längst gefunden. Die Darstellung des heimatischen Volkslebens zog ihn am meisten an. Aus seiner Düsseldorferzeit stammen „Schweizermädchens Toilette am Sonntagmorgen“ (1856) und der „Hausierer im Wallis“; letzteres Bild kam in den Besitz des Berner Kunstmuseums; ferner „Eine Dorfgeschichte“ (1857), „Das Blinde-